

Mister Fred Steu.

Humoreske von Kate Lubowski.

In Tumbloten waren sie seit ein paar Tagen gänzlich aus dem Gleichgewicht geraten. Das machte die Kenntnis von der großen Neuigkeit, die aus dem herrschaftlichen Wohnzimmer in die Küche — aus der Küche in die Schlafkammer und von hier aus in die Reihe der Katen geflohen war. Was half es aber, daß die alte „Gänse- ritz“ den berechtigten Einwand aus ihrem zahllosen Munde stieß: „Was blint de Düvel ne do, wo hei annoufen is? — Er tam doch ... denn der Besiger des Rittergutes Tumbloten, Herr Hans Hartwig, Mr. William Steu und die weiße Vorsehung wollten es so. Er hieß Fred Steu, war der einzige Sohn des Farmers William Steu und sollte in Tumbloten bei seines Vaters altem Jugendfreund die Finessen der Landwirtschaft erlernen. Herr Hartwig war nämlich immer „ein feiner Kopf“ gewesen, dessen Pläne den Vorzug hatten, ebenso praktisch wie genial zu sein. Daß ihm das Geld zur Ausführung fehlte, ändert in William Steu's Augen an seiner Tüchtigkeit nicht das geringste.

Der Mädchenstolz und die Sprödigkeit rangen zwar dagegen, aber was ein gutes, erklaffendes Surrogat ist, das durchzieht und durchsieht die Hauptmasse trotz aller Gegenbestrebungen und bringt seine Wirkung zur Geltung. Und gut und erklaffend — echt deutsch und treu — war Trude's Neigung für diesen gräßlichen und doch so geliebten Fred Steu. Er aber blieb scheinbar ruhig und kühl wie am Tage ihrer ersten Begegnung und Trude Hartwig verschanzte ihr heißes, pochendes Herzchen hinter eiserner Zurückhaltung. So gestaltete sich das Beisammensein der jungen Menschen zu einem immer unerquicklicheren und steiferen.

Da erschien Fred Steu, mit einer langen Kugelfuge bewaffnet, hochroth im Gesicht und außer Luft und Atem. „Warum steht Ihr lila Stones?“ fragte er hastig. „Kommt und helf, dort sind sie!“ Fred Steu's Hand weist in die goldene Fülle des Aehrenfeldes. Ein paar Dutzend Augen folgten der angegebenen Richtung. Die Sensen klirren auf das Pflaster und die Krachhaken und Harten sinnen schlief aus ihrer steifen Haltung zur Erde. „Dat de Muß en Rott ward ... Gutsdunner!“ „De Ritt is ganz und gor übergeschoten.“ „Dat sin Din Türkens ... ameritanisch Esel ... Puten sijn to ... ganz dömilch ol Bröiputen ... Wo ... löw oder ...“ „Türkens oder Breedingputen ... well, is all the same,“ sagt Fred Steu ruhig. Ein paar Lachen aus vollem Halbe. Nur Klaus Rindwiel bekommt es mit der Angst. „Uns Fräulein Trude hab' ich vor ihre eigene Sicherheit in die Theertonn' gespunn!“ „Well ... ich will sie rausfischen.“ Wie der Wind läuft der Amerikaner davon. Als er den Dattel der bezeichnenden Tonne abnimmt, sieht ihm ein blaßes, verängstigtes Mädchengesicht entgegen. „Nicht wahr, Sie verlassen mich nicht?“ bittet sie leise und sucht seine Augen. Da geht ein tiefes Aufathmen durch die hohe Männergestalt. In sein energisches Gesicht kommt ein weicher, zärtlicher Ausdruck. Er hebt die leichte Gestalt aus dem überdrückenden Gefängnis zu sich empor und legt ihr matts Köpfchen an seine Brust. „Ich verlasse Dich never,“ verspricht er ihr. „Ich bin Dir longtime out, but ich found keine pahlige Gelegenheit, es Dir zu tellen. Now hab' ich ich. Wenn der Feind auch nur out Puten besteht.“ Und er küßt sie auf Mund und Augen und flüchert ihr heimlich in das Ohr: „Oben auf our House kommt aus Marmor ein Türki, ves? oder better ... ich sag' Puten. Willst Du dass jo, Darling?“ Trudel Hartwig sagt still und selig „ja“ und küßt den unaussprechlichen Amerikaner auf den Mund. Die allgemeine Empörung hat sich bald gelegt. Die Kleinmagd kriegt eine Pferdebede und wurde aus dem Keller in das Tageslicht geschafft und die Auserwählten von Puten, denen eine mühevollige Hand das lichte Gefängnis geöffnet hatte, sämtlich eingefangen. So kam alles ganz leicht wieder ins Loth. Nur Fred Steu's Smoking und Trudel's dressing-gown nicht. Die Idersteden erwiesen sich als wasserdicht. Von den verdorbenen Puteneiern hat Niemand etwas erwähnt, wurde doch durch das Mißgeschick, welches doch durch das Mißgeschick so grausam zerstörte, Trudel Hartwig's Glück geboren.

Das Wirthshaus im Mittelalter Von Dr. H. Mauerberg. Trotz der stetig fortschreitenden Entwicklung des Verkehrslebens und ungeachtet der guten, oft geradezu fürstlichen Einrichtung, die manches moderne Hotel aufweist, giebt es immer noch viele Reisende, die stets unzufrieden sind. Dem einen sind die Sophas zu hart, dem anderen die Betten zu weich. Diesem bietet die Zubereitung der Speisen, und jenem das Verhalten der Bedienung erziehbigen Stoff zu bitteren Klagen. Solden Nörglern möchte man wünschen, daß sie einmal in das Mittelalter zurückversetzt würden, damit sie lernten, die mannigfachen Erzeugnisse des Verkehrslebens, über die wir heute verfügen, dankbar zu würdigen. Wir wollen im folgenden ein Kulturbild entrollen, das uns das Gasthausleben früherer Zeiten vor Augen stellt. Die älteste Form der Beherbergung und Pflege von Fremden war die der Gastfreundschaft. Wer „über Land“ mußte, hatte wohl in dieser oder jener Stadt einen sogenannten „Hospes“, der ihm, so oft er kam, willig ein Absteigequartier bot. Selbst Kaiser verdamnchten es nicht, bei solchen Gastfreunden einzukehren. Gastfreundschaft war eine Ehrensache, die selbst vor dem Feinde ihre Geltung behauptete. Als bei der Heimführung der Prinzessin Dorothea von Brandenburg nach Kassel im Jahre 1700 die fürstlichen Personen eine hannoversche Stadt passirten, lud man sie zwar aufs Schloß selbst nicht ein, sondern mußte „selbiges mit einer erdichteten „erzufe“ zu bezeichnen.“ Dafür wurden die Herrschaften aber in der Stadt in „einem feinen großen Hause logiert“, wo sie „nach allen „Folgen“ mit der nöthigen „Commodität“ der Ruhe pflegen konnten.“ Daß die Klöster, die frühesten Stätten christlicher Liebesthätigkeit, auch die Pflege der Gastfreundschaft nicht außer Acht ließen, liegt wohl auf der Hand. Es gab im Mittelalter kaum ein Kloster, wo nicht ein mit Zimmern und verschiedenen zur anfänglichen Aufnahme von Gästen bestimmten Räumen versehenes Gebäude vorhanden war, das mit dem alten Namen der Cluse benannt wurde. Als „geistlicher Beweis ihrer Gastlichkeit“ empfing die Klosterverwaltung dafür manchen Schenkung in Gestalt von Reliquien, Geldbeträgen und anderen Aufmerksamkeiten. So schenkte z. B. ein Graf Egimar von Oldenburg im Jahre 1108 dem Kloster zu Burga, das trotz seiner Bedürftigkeit ihm freundlich Obdach gewährt hatte, 90 Bund Wale, die jährlich in Oldenburg von einem Klosterbruder in Empfang genommen werden sollten. Selbst weniger begüterte Sterbliche als Handwerker und Tagelöhner ließen sich nicht nehmen, genossene Gastfreundschaft durch irgend eine Erkenntlichkeit zu quittieren, wie Schenkungen von solchen Leuten in der Geschichte der großen Charitäre in bunter Reihe verzeichnet sind. Fürstliche Personen, unter denen auch Kaiser nicht fehlten, gaben ihrem Danke wohl durch Stiftung einer dauernden Rente Ausdruck. Die klösterliche Gastfreundschaft wurde allerdings oft auch arg mißbraucht. Gelehrte, namentlich Ärzte, nahmen keinen Anstand, mit ihren Freunden, Dienern, Jägern, Pferden, Hunden, Falken u. s. w. häufig tagelang dem Kloster zur Last zu liegen. Wir lesen deshalb mehr als einmal, daß die, welche ein Hospitium über ein Kloster besaßen, es im Interesse seiner „wirthschaftlichen Aufrechterhaltung“ zeitweise von aller „Gastung und Nachherberg“ befreiten. Abgesehen von den Klöstern nahmen in den Städten auch die meisten Krankenhäuser gesunde Pilger und Reisende für einige Tage als Gäste auf. In den Stiftungsurkunden mancher Spitäler ist diese Bestimmung ausdrücklich verzeichnet. Später wurden besondere Häuser, Pilgerhäuser oder Glendenherbergen, theils in Anlehnung an Spitäler, theils als selbstständige Anstalten gegründet. Als diese Art der Beherbergung aber nicht mehr genigte, weil die Städte wichtige Stützpunkte des Handels geworden waren und dadurch einen oft nicht unbedeutenden Fremdenzufluß innerhalb ihrer Mauern erfuhren, legte man zur Erleichterung des Verkehrs städtische Wein- und Bierställe an, die nicht bloß zum geistlichen Verkehr, sondern auch als Waarenverlagerung dienten. Das älteste betrieblige Haus ist wohl das große „Caner- und Kaufhaus der Deutschen“ in Venedig, das sogenannte „Fonticam Teutonico“, vom Jahre 1242—1303. Es stellte ein gewaltiges Bied von drei Stockwerken dar, die einen Hof umschlossen, mit inneren Gallerien in jedem Stode. Der Wirth eines solchen „Kaufhauses“ („Tabernarius“) fungierte zugleich als Waffer und hatte den Kaufleuten kraft staatlicher Verpflichtung gegen feste Gebühren die Garantie für die Bezahlung ihrer verkauften Waaren zu leisten. Seit dem 14. Jahrhundert giebt es in fast allen Städten eigentliche Gasthäuser, „der offenen Wirthshäuser“. Hatten früher die geistlichen und weltlichen Grundbesitzer das Recht zum Wirthshausbetriebe übertragen, so gingen mit Abschaffung der alten Hörigkeit die Wirthshausämter die freie Zunft über und wurden wie jedes andere Gewerbe betrieben. In Frankfurt a. M. hat bereits 1346 das Gasthaus zur goldenen Wage und im

Jahre 1429 die Herberge zum Lindwurm bestanden. Die Juden hatten ihr eigenes Wirthshaus, in Frankfurt das sogenannte Hedhaus der Juden, in Mainz die Judenherberge zum fallen Bab. Thun wir nun einen Blick in das Innere einer damaligen Wirthschaft und Herberge, so mußet uns manches ungläublich fremd und sonderbar fernliegend an. Zwischen der Höhe moderner Kultur und der Niederung damaliger Zustände und Lebensbedingungen will sich ein Gegenpaß aufthun, klaffen wie die natürlichen Grenzschleiden zwischen Berg und Thal. Für den, der heute in fremdem Lande ein ihm in seinen Sicherheitsverhältnissen unbekanntes Gasthaus bezieht, pflegt die einzige Vorsichtsmäßregel darin zu bestehen, daß er Abends in die Eden und unter die Betten leuchtet. Eine etwas größere Behutsamkeit und umfassende Vorkehrungen für den Selbstschutz waren früher wohl am Plage. Welcher Art die Zustände waren, zeigt ein aus dem 14. Jahrhundert stammendes Statutenbuch der Stadt Speyer, das die Leute, die Abends mit „swerten, langen Messern, bauzieren (Panzen), fesselhülen (Büchelhauben)“ und anderen Waffen“ ausgingen, und ihr Abendvergnügen darin erblickten, ruheliebenden Bürgern ihre Bekanntheit aufzukündigen, ernstlich verwarnte zur „eingeladen“ (d. i. ein Zeichen mit der Polizeiglode) die Wirthshäuser zu verlassen. Wenn wir weiter einen Züricher Rathesbeschuß vom Jahre 1314 hören, der die Wirthshäuser verpflichtete, jeden Gast beim Betreten des Hauses zur Abgabe seines Messers aufzufordern, oder im Weigerungsfalle ihm Eisen und Trinten vorzuenthalten, wenn wir in einer anderen Urkunde lesen, daß man in Weidenburg den Gefangenen zur Wiltörung ihrer Lage erlaubte, eine Herberge in der Stadt zu beziehen, so hat die Phantasie Stoff genug, sich die Romantik im Wirthshausleben früherer Zeiten auszumalen. Daß „Landstreicher, Spitzbuben und allerhand Diebes- Gesindel“ auch in späteren Jahrhunderten Wirthshäuser und Herbergen in Stadt und Land als willkommene Unterschlupf benutzten, erfahren wir aus den immer wiederkehrenden Verordnungen, die den Wirthshausbesitzer unter Androhung mit „Leibstrafe“ einschärften, den Paß eines jeden Reisenden aufs sorgfältigste zu prüfen und, falls ihnen ein Fremder verdächtig erschien, solchen sofort dem Ortsborge anzugeigen, „der dann nach Ermünung der Umstände davon ungesäumt an das Amt-Haus, zu weiterer Verordnungs, persönlich zu referieren hatte.“ Daß im Mittelalter die Reisenden sich auch in sonstigen Städten den Anordnungen des Wirthes unbedingt zu fügen hatten, erscheint uns heute als eine ungenüßliche, übertriebene Form gemeinschaftlicher Beschränkung, war aber thatsächlich durch die Umstände gerechtfertigt. Schon das vorher erwähnte alte „Kaufhaus in Venedig“ hatte eine solche, streng zu befolgende Hausordnung, nach welcher der Wirth nur deutschen Kaufleuten sammt ihrem Troß sowie dem Koch und seinen Gehilfen Wein verabreichen durfte. Getränke nach draußen hin zu verkaufen, war bei verhältnismäßig hoher Geldstrafe verboten. Wenn die „Tertia Compona“ erlöste, wurde die Herberge geschlossen, und es durfte keiner mehr eingelassen werden mit Ausnahme der von auswärts zureisenden Gäste. Hadenbruch Daß Comfort im Wirthshause des Mittelalters ein unbekannter Begriff war, bedarf eigentlich wohl kaum der Erwähnung. In vielen Herbergen mußten sich die Reisenden ihre Speicher selbst zubereiten. „Gefürzte (Feuer-) salze und gerode“ wurde ihnen zu diesem Zwecke vom Wirth geliefert, wie es in einer Herbergsordnung von Limburg im Jahre 1358 heißt. Und will man wissen, wie es im Punkte der Reinlichkeit bestellt war, so brauche ich nur einen Brief anzuführen, den Graf Hans Ludwig von Gleichen am Beginn des 17. Jahrhunderts an seinen Sohn schrieb, und in dem es unter anderem heißt: „So Du Dich an einem fremden Orte zu Bette legst, so sollst Du an den leinenen Tüchern zu Häuptern und zu den Füßen ein Eiselschür machen. Wenn es feiß steht und nicht umfällt, ist es ein Zeichen, daß die Tücher neu und rein feiß; sind sie nicht neu gemaschen, so sollst Du die Hosen anbehalten, denn in solchen Betten kann man die Pestilenz bekommen.“ Den wohlzähligen Ehrgeiz, seinem Gaste den Anbegriff weiblichen und feistlichen Wohlbedindens nahe zu bringen, kannte der Wirth des Mittelalters also noch nicht. Eins aber hatte das Haus, in dem er Patriarch seiner Schutzbesohlenen war, vor unserer Zeit voraus, wo der Kulturfortschritt in den Stiefeln der Gleichmücherei geht, und die Welt sich mit jedem Tage uniformierter und schablonenhafter ausnimmt: das Langweilige, Eintönige und Geschäftsmäßige hatte in ihm noch nicht den breiten Platz wie jetzt; es gab noch Sonderthum; es fanden sich noch Originale. „Do ist ein Wirthshaus“, heißt es in einer Cannstatter Chronik vom Jahre 1499, „das hat ein grün in der stuben hindern ofen, do hat er alweg (immer), wann man kümbt, allerlay fisch in. Do ist alle jar ein tag, heißt der ungeschaffen tag (Tag der Hühler) von mannen, jungen, gesellen, weiber und jungfrau; und welcher der ungeschaffen ist (wer der hühler ist), der gewinnt ein roth und ander bing

dar zu, und welche die ungeschaffenest ist, die gewinnt ein gürtel, gew'tel und ander Ding.“ Wie urwüchsig, reichhaltig, voll berber Ungeformtheit muß sich das Leben dort abgespielt haben! Welch ganz anderen, aber auch charakteristischeren Typus trägt das Leben und Treiben in der Pilgerherberge von Bruchsal, aus deren Wirthshausordnung einiges zum Schluß mitgetheilt sei: die Pilger, die in Gottes Namen um Einlaß zu bitten haben, sollen im Winter eine Stunde, im Sommer zwei Stunden vor Nacht eingelassen werden. Dem Wirth liegt es ob, die Eingelassenen zu ernähren, nicht zu schmähen, fluchen, schelten, zanken, unnüße Reden zu führen oder sonst ungebührlich zu sein, im Uebertrugungs-falle sie auszuweisen. Spiel um Geld oder ohne Einlaß ist nicht gestattet. (Ehe man die Suppe giebt, soll der Wirth einen jeden mahnen, fünf Paternoster und fünf Ave Maria zu beten.) Versunkene Freigatte. Bei Baggarbeiten im Hafen von Havre (Frankreich) brachte die Maschine zwei menschliche Gerippe und einen altmodischen Seemannsstiefel herauf. Darauf wurde ein Taucher hinunter geschickt, der die Ueberreste einer Freigatte fand. Sie war wohl während eines Seegefehres untergegangen; denn mehrere alte Kanonen waren geladen. Auch zahlreiche Feuerstingewehre fanden sich vor und Kanonenkugeln, die mit Ketten paarweise zusammengekuppelt waren. Einige Taucherreste waren noch an ihrer Stelle, bei der Berührung zerfielen sie jedoch. Auf dem untern Deck fand der Taucher dann mehrere menschliche Gerippe von der Mannschaft, die mit dem Schiff untergegangen war. Man hat auch 60 queisene Kanonen von 10 Fuß Länge auf die Oberfläche gebracht, wie man erwartet, daß noch weitere merkwürdige Gegenstände an's Tageslicht gefördert werden, ehe das alte Schiff mit Dynamit gesprengt wird, da es einen neuen Kanal freiert. Man nimmt an, daß die Freigatte ein englisches oder holländisches Schiff der schiff-holländischen Flotte war, die Havre im Anfang des 18. Jahrhunderts besaß. Bis jetzt hat man keine Zeichen oder Inschriften gefunden, woraus sich ein Aufschluß über die Flage des Schiffes ergäbe. Schlangen im Schiff. An Bord des mit einer Ladung Fortholz im Hamburger Hafen eingetroffenen Dampfers „Bedwig“ wurden von den mit der Entlochung beauftragten Schauerleuten wiederholt Schlangen im Schiffsraum bemerkt. Nach der Entlochung wurde der Schiffsraum ausgeräuchert, um die Thiere zu tödten. Als danach die Schiffsstufen wieder geöffnet waren, fand man auf dem Boden des Schiffes zwei tobe Schlangen von etwa 1 Meter Länge. Die Thiere sind in Cosario in der Holzladung mit an Bord gekommen. Diese Art der Verschleppung von Schlangen von einem Welttheil zum andern ist schon öfter vorgekommen. Die Thiere sind im Walde in Umläufen der Stämme getrocknet und werden mit den Stämmen dann über die halbe Erde verschleppt. Sie kommen auf diese Weise auch tief ins Land hinein. So wurden vor Jahren auf einem Holzplaz in Waddeburg mehrere fremde Schlangen erlagten, die nur mit ausländischen Hölzern, die zu Schiff von Hamburg gekommen waren, dort hin verschleppt worden sein konnten. Eines der unerfreulichsten Beispiele der Verschleppung von Thieren aus einem Welttheil in den andern ist das Vorkommen des Coloradokäfers in Deutschland. Erklärt. „Dieser Offizier muß seinen Dienst quittiren.“ „Weshalb denn?“ „Wegen seiner nicht quittirten Rechnungen.“ Fürstliche Treuenna. Tritzen (zur Kavierspielenden Tante): „Tante, wenn Du nicht bald aufhörst, werde ich Dich wegen Kindermißhandlung anzeigen!“ Rabenwüste Selbstkritik. Gnädige (zur neuen Köchin): „Was Sie da gekocht haben, ist ja faum zu essen! ... Da kann ich gleich selbst toden!“ Ein Seandier. „Sie, Herr Wirth, Ihre sogenannte „Handbutter“ scheint auch nichts anderes als Margarine zu sein.“ „Margarine! ... Was ist denn das?“ Am Heirathsbureau. „Für Sie was zu finden, hält schwer.“ „Nu, wenn sie auch emol hat gebrochen a Arm oder a Fuß — ach nennm auch was Beschädigtes!“ Süchte Knütt. „Der Sänger Noter singt bei seinen Liedern so hoch, daß seine Zuhörer Angst haben, er fällt von der Tonleiter herunter.“ Ohne Mißth. „Du willst um die Tochter Deines Chefs anhalten?“ „Warum nicht ... eine neue Stelle hab ich schon!“